Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 6

Artikel: Eine magnetische Sitzung
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662570

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

mal innerlich bevorzugten oder ersehnten die Ideallandschaft zu machen. Des einen Seele schwelgt in den Jagdgründen des amerikanischen Felsengebirges oder im schwülen Dschungel Indiens, der andre schwärmt für das einsame Alpenhochtal, in das die breite Gletscherzunge hineinragt, zu dem er aber noch nie ganz emporklimmen durfte, oder von den sagenumwobenen, burgenbekränzten Ufern des Rheins. Ein Dritter aber träumt von jenem Strand, da ihm zum erstenmal auffiel, daß die Augen der blonden Annemarie so blau und blank wie das Meer waren. Eine Landschaft, der gegenüber sich unser Herz aus irgendwelchen Gründen, mag es sich um körperliche Unbehaglichkeit, seelische Niedergeschlagenheit oder sonst etwas handeln, augenblicklich nur gleichgültig verhält, wird durch eine Bewegung oder Veränderung in ihr oft unversehens auch ihre Beziehungen zu unserm Herzen verändern. Ein auf eine Waldwiese plötzlich hinaustretendes Reh, ein über ein weißes Schneefeld jäh dahingleitender roter Punkt, der sich schließlich als Schneeschuhläufer enträtselt, ein feiertäglich-bäuerlicher Kirchgang, der um eine Wegecke biegt, geben solche Möglichkeiten.

Beleuchtung und Beschattung lassen desgleichen nicht nur das den Eindruck vermittelnde Auge die Schönheit, die harten oder sanften Linien einer Landschaft, die uns ihr Charakter bisher noch nicht enthüllt hatte, entdecken, sondern auch das Herz, das sich sofort entsprechend der Stärke seiner Gefühle dafür oder dagegen entscheidet. Ein neuentstandenes Haus, ein gefällter Baum geben schon solchen plötzlichen Veränderungen statt. Naturereignisse manigfaltiger Art, gewaltige Naturlaute wie das Rauschen des Meeres, einsame Klänge, seltene Töne bewirken es auch.

Landschaft und Herz finden all ihre Beziehungen zu einander auf der Grundlage der schaffenden Natur, der sie beide entstammen, und die sie beide, nur unter anderen Erscheinungs- und Entwicklungsformen, wieder zueinander führt. So fühlt sich auch das menschliche Herz durch Naturtrieb ein in das Herz der Landschaft, das in seinen Ausstrahlungen schöpferischer Kräfte ihm wieder zur Fruchtbarkeit seiner Gefühle verhilft.

Sonntagsfrühe.

Nur Raben schrein
In den Nebel hinein,
Nur ein Räuchlein zieht
Wie ein erstes Lied
In den frühen Sonntag hinein.

Was girrt meine Taube
Im hohen Schlag?
Wie Lebensglaube
Grüßt sie den Tag.

Was fliegen die andern
So weit und so schnell?
Sonntag, o Sonntag!
So froh und so hell!

Schlafen alle Leute noch
Bis auf einen.
Dort wo das Räuchlein steigt,
Will ich meinen,
Dort steht am Herd
So ein Menschenbild,
Grüßt schläfrig den Sonntag,
So still und mild.

Aber dieweil 's ans Erwachen geht,
Sagt's noch am Herde still ein Gebet,
Singt gar ein altes Kirchenlied,
Daß es leise durch Stall und Küche zieht.

Wie mit Goldfäden umspinnt's so das Haus.
Da ziehen die Werktagsgeister aus,
Die alten Raben fliegen davon,
Die Täublein girren, wie Liebeslohn,
Das Räuchlein steigt froh, wie ein erstes Lied.
Und der Liebgott lächelt, der alles sieht.

Hans Pfaff-Stähli.

Eine magnetische Sitzung. *)

Der große Saal war hell erleuchtet und von einem zahlreichen Publikum angefüllt. In diesem Saale waltete als Herr und Gebieter ein Magnetiseur. Trotz des unansehnlichen, schwächlichen Körperbaus hatte seine gesamte Erscheinung doch etwas Glänzendes, Strahlendes, Blendendes. Man lächelte ihm zu, man klatschte ihm Beifall, man leistete ihm Gehorsam — man zitterte und erbleichte vor ihm.

Und wirklich, er verrichtete im buchstäblichen

*) Aus Anton Tschechows Humoresken und Satiren. Reclams Universalbibliothek. 4. Bändchen.

Sinne des Wortes Wunder. Den einen schläferte er ein, einen anderen machte er starr, einen dritten legte er mit dem Hinterkopf auf einen Stuhl und mit den Fersen auf einen anderen. Einen Herrn, einen schlanken, großen Journalisten, bog er wie eine Spirale zusammen. Mit einem Worte, er vollführte die unerhörtesten Dinge.

Eine besonders starke Einwirkung übte er auf die Damen aus. Sie fielen unter seinem Blick um wie die Fliegen. O ihr Nerven des weiblichen Geschlechtes! Ohne euch wäre das Leben auf dieser Welt doch gar zu langweilig!

Nachdem der Magnetiseur seine Teufelskunst an vielen anderen der Anwesenden erprobt hatte, trat er auch zu mir heran.

„Es scheint mir, daß Sie eine sehr empfängliche Natur besitzen," sagte er zu mir. „Sie sind so nervös, so sensibel. Wäre es Ihnen nicht gefällig, einzuschlafen?"

Warum sollte ich nicht einschlafen? Meinetwegen, dachte ich bei mir; versuchen Sie, mein Verehrtester, ob Sie mich in Schlaf bringen können.

Ich setzte mich auf einen Stuhl mitten im Saale. Der Magnetiseur setzte sich mir gegenüber gleichfalls auf einen Stuhl, faßte mich an den Händen und blickte mit seinen furchtbaren Schlangenaugen starr in meine armen Augen hinein.

Das Publikum umringte uns.

„Sst, meine Herrschaften! .... Sst! .... Stille, stille!"

Es trat völlige Stille ein. Wir saßen da und blickten einander starr in die Pupillen. So verging eine Minute, zwei Minuten. Ich fühlte ein Kribbeln am Rücken entlang; das Herz begann mir stärker zu klopfen; aber irgendwelche Schläfrigkeit verspürte ich nicht.

Wir saßen und saßen. Es vergingen fünf Minuten, sieben Minuten ...

„Er läßt sich nicht unterbekommen!" sagte jemand; ich erkannte die Stimme eines Freundes. „Bravo! Ein tüchtiger, strammer Kerl!"

Wir saßen und sahen einander an — aber ich empfand keine Müdigkeit, nicht einmal einen entfernten Anfang davon. Hätte ich, statt so dazusitzen, die Verlesung eines Sitzungsberichtes der Duma oder eines Kreistages mitangehört, so wäre ich in der gleichen Zeit schon längst eingeschlafen. Das Publikum begann zu flüstern und zu kichern. Der Magnetiseur wurde verlegen und fing an, mit den Augen zu blinzeln. Der arme Kerl! Wem ist es angenehm, ein Fiasko zu erleiden? Rettet ihn, ihr Geister, und sendet den Schlafgott auf meine Augenlider!

„Er läßt sich nicht unterbekommen!" sagte dieselbe Stimme wieder. „Es ist genug; brechen Sie Ihr Experiment ab! Ich habe es ja gleich gesagt, daß das alles nur Humbug ist!"

Als ich meinen Freund dies hatte sagen hören, machte ich bereits eine Bewegung, um aufzustehen — da, in diesem Augenblicke, fühlte meine Hand an ihrer inneren Fläche einen fremden Gegenstand. Durch Betätigung meines Tastsinnes erkannte ich diesen Gegenstand als eine Banknote. Mein lieber Vater war Arzt gewesen, und die Ärzte erkennen ja doch durch das bloße Gefühl den Wertbetrag einer jeden Banknote. Nach der Darwinschen Theorie habe ich neben vielen anderen Gaben von meinem Erzeuger auch diese wertvolle Fähigkeit geerbt. Ich erkannte die Banknote als einen Fünfrubelschein. Nachdem ich sie dafür erkannt hatte, schlief ich unverzüglich ein.

„Ein Bravo dem Herrn Magnetiseur!" wurde im Publikum gerufen.

Die im Saale anwesenden Ärzte traten an mich heran, betrachteten mich von allen Seiten, berochen mich und sagten dann: „N—ja, er ist eingeschläfert."

Der Magnetiseur, sehr zufrieden mit seinem Erfolge, schwenkte befehlend die Arme über meinem Kopfe — und ich schritt schlafend durch den Saal.

„Rufen Sie doch einen Tetanus in seinem Arme hervor!" schlug jemand vor. „Können Sie das nicht? Lassen Sie doch seinen Arm krampfhaft steif werden!"

Der Magnetiseur, dem es an Dreistigkeit nicht mangelte, hob meinen rechten Arm wagrecht und begann, an ihm seine Manipulationen vorzunehmen; er rieb ihn, hauchte ihn an, klopfte ihn. Aber mein Arm gehorchte ihm nicht. Er schlenkerte wie ein Wischlappen und dachte gar nicht daran, starr zu werden.

„Es tritt kein Tetanus ein!" sagte jemand aus dem Publikum. „Wecken Sie ihn nur wieder auf; sonst nimmt er bei dem Experimente noch Schaden. Er ist ein schwächlicher, nervöser Mensch."

Da fühlte meine linke Hand auf ihrer Innenseite wieder einen Fünfrubelschein. Dieser Reiz übertrug sich durch Reflexwirkung vom linken Arme auf den rechten, und im nächsten Augenblicke wurde mein rechter Arm steif.

„Bravo! Sehen Sie nur, wie starr und kalt! Wie bei einer Leiche!" wurde gerufen.

„Vollständige Anästhesie, Erniedrigung der Temperatur und Herabsetzung des Pulses," verkündete der Magnetiseur.

Die Ärzte machten sich daran, meinen Arm zu betasten.

„Ja, der Puls ist schwächer," bemerkte einer von ihnen.

„Vollständiger Tetanus! Die Temperatur ist weit niedriger geworden."

„Wie ist das nun aber zu erklären?" fragte eine der Damen.

Einer der Ärzte zuckte die Achseln, seufzte und gab zur Antwort: „Wir müssen uns mit den Tatsachen begnügen. An einer Erklärung dafür mangelt es uns leider."

Ja, dachte ich, ihr müßt euch mit den Tatsachen begnügen, ich aber habe zwei Fünfrubelscheine bekommen. Da bin ich doch besser gefahren als ihr. Für diesen Gewinn bin ich dem Magnetismus dankbar; an Erklärungen liegt mir weiter nichts!

Armer Magnetiseur! Warum mußtest du dich mit einer so schlauen Kanaille, wie ich, abgeben?

P. S. Ist das nicht eine ganz verfluchte Geschichte, eine wahre Gemeinheit?

Jetzt habe ich erfahren, daß derjenige, der mir die beiden Fünfrubelscheine in die Faust schob, nicht der Magnetiseur war, sondern mein hoher Vorgesetzter Peter Fedorowitsch.

„Ich habe das," sagte er zu mir, „in der Absicht getan, Ihre Ehrlichkeit auf die Probe zu stellen."

O weh, o weh, wie bin ich hereingefallen!

„Schämen sollten Sie sich, mein Lieber, sich bestechen zu lassen!... Das war nicht recht von Ihnen. Das hatte ich nicht von Ihnen erwartet."

„Ach, Euer Exzellenz... Ich habe Kinder zu ernähren... und eine Frau... und eine alte Mutter... Und bei der jetzigen Teuerung..."

„Nein, es war nicht recht von Ihnen; schämen Sie sich! Ich glaubte, Sie wären ein ehrenhafter Mensch, und nun stellt sich heraus, daß auch Sie hohle Hände machen."

Ich mußte ihm die beiden Fünfrubelscheine zurückgeben; was sollte ich tun? Aber das Schlimmste bleibt doch der Verlust meines guten Renommees.

„Auf Sie bin ich noch nicht einmal so besonders ärgerlich!" sagte der hohe Chef. „Das liegt nun wohl einmal so in Ihrer Natur, hol's der Teufel! Aber sie! Auch sie! Es ist, um aus — der — Haut zu fahren! Sie, die verkörperte Unschuld und Demut, sozusagen das reine Blancmanger! Und doch! Und doch! Auch sie hat sich durch Geld dazu verlocken lassen, zu heucheln! Auch sie ist eingeschlafen!"

Mit dem Worte „sie" meint mein Chef seine Frau Gemahlin, Matrona Nikolajewna.

Die Dienstbotennot und die Hausfrauen.

Dienstbotennot droht heute vielenorts Glück und Behagen der Familien zu untergraben. Da mag es am Platze sein, allen Hausfrauen die viel zu wenig gekannte kleine Schrift von Fr. W. Förster, „Die Dienstbotennot und die Hausfrauen" (Schultheß, Zürich 1912) lebhaft zum Studium zu empfehlen. Förster sucht die Ursachen unserer häuslichen Nöte psychologisch zu erklären. Er erkennt das Grundübel in der heutigen Verachtung der manuellen Arbeit. Und doch scheint gerade sie ihm geeignet, den Menschen zu erziehen und bilden, da sie immer neu den Sieg des Geistes über die Materie bringt. An den modernen Hausfrauen liegt es nun, Handarbeit und Handarbeiter wieder zu Ehren zu bringen. Sodann macht Förster darauf aufmerksam, daß den größeren Ansprüchen der heutigen, zu denkenden Menschen erzogenen Dienstboten eben noch vielfach Jahrhunderte alter Standesdünkel der Dienstgeber entgegensteht. Was Förster über die Kultur, die Kunst des Befehlens schreibt, scheint für uns alle beherzigenswert:

„Die Kunst des Befehlens auf seiten der leitenden Klassen hat leider auch nicht entfernt mit der Entwicklung des persönlichen Selbstgefühls in den dienenden Klassen Schritt gehalten. Es ist auch keineswegs leicht für den Angehörigen der leitenden Klassen, sich innerlich von den Vorstellungen der Vergangenheit zu befreien, sich ganz aus seiner privilegierten Seele herauszudenken, von all seinem naiven Machtbewußtsein wirklich radikal Abschied zu nehmen und sich dem veränderten psychologischen und sozialen Zustande des Dienenden konsequent anzupassen. Nur wer sich hier ganz und gar des hergebrachten Herrenstandpunktes zu entäußern vermag, wer sich ehrlich fragt: wie komme ich denn eigent-